

Forum



Showtime

Anlässe wie der SGAM-Kongress in Lugano sind, so denke ich, ein willkommener Unterbruch im Alltag. Für mich als «geladene Dame» alleweil. Altbekannte Gesichter, meist mit guten Erinnerungen verknüpft, tauchen wieder auf. Man lernt neue Menschen kennen, spricht über Gott und die Welt, über Krankenkassen, (standes-) politische Fragen, denkt vielleicht auch mal gönnerhaft an all diejenigen, die mit viel Arbeit und Einsatz zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben.

Nachtessen in Melide.
Showtime.
Glitzer, Glimmer, Musik, Folklore, Mädchenkörper im Discolicht.
Klatschen.
Frau fragt sich, ob eine solche Showeinlage zum Anlass passt.
Man(n) stellt – er ist ja schliesslich Arzt – kompetent fest, dass die Tanzenden wohl kaum Normalgewicht auf die Waage bringen und recht jung sind.
Es ist nicht das zuckende Licht allein, welches mir Unwohlsein beschert.
Was hat man diesen Mädchen versprochen, bevor man sie trainiert hat für das, was

sie auf und hinter der Bühne zu zeigen haben?

Nochmals Beine in die Luft werfen, ein paar Stoffetzen fallen, maskenhaftes Lächeln.

Klatschen.

Ende Showtime.

Vorhang zu.

Das Dessert wird serviert. Ich liebe Tiramisu.

Doch heute lehne ich dankend ab ...

*Monica Wegmann-Graf,
Rorschacherberg*



... alles getan! – Warum eigentlich?

Selbstkritische Gedanken im Anschluss an mediKUSS in PrimaryCare 2002;2:514
Mancher schüttelt den Kopf über den Aufwand mit pompösen Begräbnissen, teuren Grabsteinen und jahrzehntelanger Friedhofspflege; Überlegungen zu den Kosten des Sterbens hingegen sind beinahe tabu. Dabei ist es bedenklich, dass bei den vielzitierten Gesundheitsausgaben nicht so sehr Selbstunfälle und Lifestyle-Medikamente ins Gewicht fallen, sondern vielmehr auch der «meist vergebliche» medizinische Aufwand in den letzten sechs Monaten eines Menschenlebens – unabhängig vom Alter!

Eine gerechte Triage jedoch dürfte hier kaum möglich sein, die Prognostik ist nun einmal die unsicherste Sparte der ärztlichen Kunst. Und was hinderte mich sodann, einem Patienten zu sagen, sein Leben würde – mit 99 zu 1 – nur noch ein halbes Jahr

währen, so dass wir jetzt besser «auf palliativ machen» sollten, um die verbliebene Zeit qualitativ optimal zu nutzen, unter anderem auch zur Erlernung der «Kunst des Sterbens»? Es ständen uns dabei sicher keine einfachen Übungen bevor, so dass ich nur zu gerne nach Gründen suche, jene Frage «Wie ernst steht es um mich?» eben gar nicht ernst zu nehmen ... (Einmal zwar, bei einem akuten Ereignis, hat mich eine Achtzigjährige gefragt: «Herr Doktor, muss ich marschieren?» und damit die spontane Gegenfrage ausgelöst: «Und wären Sie bereit?» – was nach überstandener Krise dann für manch gute Gespräche wiederaufgenommen wurde ...)

Ja, ganz verschiedene Gründe verbieten mir meistens, an die «teuren sechs Monate» zu denken: einmal die berufsethische Verpflichtung, dem Patienten auch bei der Realisierung des allerletzten Hoffnungsprozents beizustehen. Ferner das humanitäre Prinzip, welches ein Abschätzen von Wert, Kosten und Nutzen in bezug auf Men-

schenleben nicht zulässt. Dann vielleicht auch der fachliche Ehrgeiz, mit heroischem Kampf vielleicht doch noch einen stolzen Erfolg und damit Ruhm und Bewunderung herauszuschinden. Und nicht zuletzt meine persönliche Auflehnung gegen die Schicksalsmacht, die unser Leben als ein endliches bestimmt hat, und welcher drum mit dem eigenen und fremden Lebenstrieb bis zuletzt widerstanden werden muss ... Wir können ja wohl nicht anders und sind von Natur aus gleichsam zur Hoffnung verdammt, instinktmässig auch auf die letzte Chance zu setzen, koste es, was es wolle, und aller Rationierungstendenz zum Trotz, d.h. ohne Rücksicht auf die dafür zahlenden oder auf die dadurch benachteiligten anderen. Und der Konflikt zwischen eigenem und fremdem Vorteil, der Kampf ums Dasein also, ist nun einmal kostspielig!

H. R. Schwarz, Porto Ronco